



Aus Freude am Lesen

Marina stammt aus Petersburg und ist zu Besuch in Deutschland, wo sie bei einem Kongress über Daniil Charms und seinen Freundeskreis spricht. Außerdem ist da ein Mann, der als Russisch-Student in Leningrad lebte und mit dem sie damals, vor 20 Jahren, eine Liebesgeschichte lebte. Die Vergangenheit ist nicht vergangen – und das gilt nicht nur für diese private Geschichte: »Ich habe Angst vor den Geheimnissen der Zeit.« Ein ganzes Jahrhundert passiert in den Assoziationen Marinas Revue, und nirgendwo sonst ist dieses letzte Jahrhundert vielfältiger, durch gewaltige Brüche im Sozialsystem fragmentierter gewesen als in Russland: vom Zarenreich über die Revolution, die Sowjetunion, die Weltkriege, die Belagerung Leningrads durch die Deutschen, die Perestrojka ...

OLGA MARTYNOVA, 1962 bei Krasnojarsk in Sibirien geboren, wuchs in Leningrad auf, studierte russische Sprache und Literatur; 1991 zog sie nach Deutschland. Sie lebt mit ihrem Mann Oleg Jurjew in Frankfurt/Main. Sie schreibt Gedichte (auf Russisch) und Essays und Prosa (auf Deutsch). Mit ihrer Lyrik war Olga Martynova auf der Longlist für den Russischen Preis 2009, mit ihrem Roman-Debüt »Sogar Papageien überleben uns« kam sie auf die Longlist des Deutschen Buchpreises und auf die Shortlist des Aspekte-Preises. 2011 erhielt sie den Adelbert-von-Chamisso-Förderpreis und den Roswitha-von-Gandersheim-Preis. 2012 wurde sie mit dem Ingeborg-Bachmann-Preis ausgezeichnet.

Olga Martynova

Sogar Papageien
überleben uns

Roman

btb



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Lux Cream*
liefert Stora Enso, Finnland.

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe September 2012,
btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Copyright © der Originalausgabe 2010 by Literaturverlag Droschl
Graz – Wien

Umschlaggestaltung: semper smile

Umschlagmotiv: plainpicture / Arcangel

Druck und Einband: CPI – Clausen & Bosse, Leck

UB · Herstellung: BB

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-74365-0

www.btb-verlag.de

Besuchen Sie auch unseren LiteraturBlog www.transatlantik.de.

Sogar Papageien überleben uns.

Joseph Roth

I

Der Zeitfluss, das Zeitflussweib, die Bergvogelfrauen

5. Jh. v. Chr. • 1453 • 1529 • 1714 • 1717 • 1787 • 1871 • 1917-1933-1934-1937-1941-1942-1943-1944-1945 • 1955 • **1973** • 1976 • 1982 • 1986 • 1987 • 1988 • 1989 • 1990 • 1991 • 1992 • 1995 • 2001 • 2002 • 2005 • **2006**

Klares Wasser eines Bergbaches eilt über Steine. Ich schaue nach unten von der Brusthöhe einer Frau, die mich in ihren Armen hält, um mich hinüberzubringen. Die Frau tut keinen Schritt, sie steht einfach da in den auf den Wellen hüpfenden Sonnensplintern, knietief. Trotzdem sind wir nach einer Weile am anderen Ufer. Nie fand ich heraus, wie das ging. Meine Mutter konnte mir keine Auskunft geben, obwohl ich sie in diesem Bild am Rande meines Blickfeldes sehe. Aber das Gesicht der Frau, die mich trug, könnte ich heute noch zeichnen. Ich habe auch andere Erinnerungen, die meine Eltern nicht bestätigen: Ich falle von der Schaukel; ein Auto vom Roten Kreuz bringt mich ins Krankenhaus. Dort behandelt man eine Wunde an meinem Ohr. Meine Eltern hätten ein solches Ereignis unmöglich vergessen können. Und doch habe ich eine Narbe am Ohr, heller als die übrige Haut, nur bei Kälte färbt sie sich dunkelrosa, was mich jedes Mal wundert, wenn ich aus dem Winter in die Wärme komme und einen schnellen Blick in den Spiegel werfe.

Auch andere Frauen bleiben regungslos im Wasser stehen – sie rühren sich nicht, sprechen nur vogelschrill – und trotzdem gelangen sie hinüber ans andere Ufer. Fast jedes Kind ist

manchmal von fremden Frauen umgeben, die seine Aufmerksamkeit mit ihren gewöhnlichen Geschichten missbrauchen. Meine Bergbachfrau aber schwieg. Ich spürte die Rauheit ihrer Hände, sah ihre rissige Wange. Das Zeitflussweib. An sie dachte ich nach Jahren auf einmal wieder, als ich las: *Der Fluss der Zeiten in seinem Strom trägt alle Menschenwerke fort, / Ertränkt die Völker, Könige und Königreiche im Abgrund des Vergessens. / Und wenn – dank der tönenden Lyra und der Trompete – doch etwas bleibt, / frisst es das Maul der Ewigkeit und es entgeht dem Schicksal aller nicht* – eines der verblüffendsten russischen Gedichte, dem ich nie begegne, ohne an *meinen* Zeitfluss und jenes Zeitflussweib zu denken.

Vielleicht ist es nicht angebracht, dass ich mich jetzt, unmittelbar vor *my German vacation* (die freilich keine *vacation* ist) von russischen Versen gefangen nehmen lasse. Andererseits bin ich ja, eben gelandet, wegen russischer Verse hier. Ich werde von einer Stadt zur anderen fahren und von den seltsamsten Dichtern Petersburgs erzählen. Im Flugzeug wollte ich meine schnell in die Tasche geworfenen Vorlesungen ordnen und geriet dabei in diese Zeitflussschleife. *Andrjuscha*, werde ich sagen, wenn ich Andreas sehen werde, *ich bin zwanzig Jahre älter und nicht klüger geworden*. Das aber erst in einer Woche. So viel Zeit habe ich noch, dann lass uns sehen, was ich sagen werde.

Willkommen im einundzwanzigsten Jahrhundert

(so begrüßen mich eine Zahnbürste und ein Koffer)

5. Jh. v. Chr. • 1453 • 1529 • 1714 • 1717 • 1787 • 1871 • 1917-1933-1934-
1937-1941-1942-1943-1944-1945 • 1955 • 1973 • 1976 • 1982 • 1986 • 1987
• 1988 • 1989 • 1990 • 1991 • 1992 • 1995 • 2001 • 2002 • 2005 • 2006

Noch flau und mit den surrenden und sirrenden Ohren nach dem Flug antworte ich der Zöllnerin wahrheitsgemäß: »Nur eine Stange Zigaretten und eine Flasche Wodka.« Aber sie hört das nicht. »Was haben Sie da?« – sie will meine brav wartende Reisetasche nicht berühren. Ich sehe hin und begreife, warum. Die Tasche brummt, bebt und bibbert, scheint einen Bienenkorb zu verbergen. »Ich weiß es nicht«, sage ich und trete einen Schritt zurück. Ob ich meine alte kaffeebraune Tasche mit dem Lufthansa-Kranich an der Lasche allein gelassen habe, und sei es für ein paar Minuten?, will die Beamtin wissen. Und wenn sie nun in die Luft geht? – die Frage in den Augen der Beamtin spiegelt sich in meinen Augen. Da kommt bereits und bereitwillig ein Kollege der jungen Frau und zieht – mannhaft, mit einem kaum merklichen Zögern nur – den Reißverschluss auf. Da liegt meine elektrische Zahnbürste, putzt die Luft und summt (*Willkommen im einundzwanzigsten Jahrhundert*, summt sie). »Tut mir leid!«, entschuldige ich sie. Die Frau, der Mann und ich lachen. »Schon gut.« – Ich passiere die Grenze und mir fällt dabei ein, dass ich auf diese Weise *zwei* Stangen Zigaretten hätte einschmuggeln können.

In meiner Kranich-Tasche, die man mir vor Jahren geschenkt hatte, als ich bei der von Lufthansa gesponserten Ausstellung dolmetschte, sind ein paar E-Mails von Andreas, die ich mir

ausgedrückt habe. »nach so vielen jahren von missverständnissen aller art könnten wir nun endlich einfach zusammen sein, zusammenziehen, ich meine, du könntest mich heiraten, denk darüber nach, bis bald, gruß.« Du bist blöd, Andriuscha, sage ich (zehn Minuten später) dem Fahrkartenautomaten. Was noch steht in diesen E-Mails? Andreas erzählt von einer Übung, die er seinen Germanistik-Studenten vorgeschlagen hat: Er gab ihnen eine Episode aus einem Buch von Wilhelm Genazino zu lesen, aber nur einen Teil, die Fortsetzung sollten sie sich selbst ausdenken. Der Protagonist bekommt eine Aufgabe von einem Therapeuten (im Buch Katastrophenberater genannt), die Erfüllung dieser Aufgabe soll ihm bei seinen seelischen Sorgen helfen, ja ihn von ihnen befreien. Er muss einen alten und mit alten Kleidungsstücken angefüllten Koffer in der Stadt stehen lassen, um dann zu beobachten, wer und auf welche Weise seinen Koffer mitnimmt. Die Gefahr, dass jemand den Roman und die im Roman angebotene Entwicklung der Story bereits gekannt hätte, sei bei den Germanistik-Studenten verschwindend gering gewesen, so Andreas. Die beste Lösung der Studenten, denkt er, war: Der Koffer steht bis zum späten Abend da, niemand interessiert sich für ihn, der Kofferinhaber fällt in eine noch schlimmere Depression, er sei, meint er nun, genauso wie sein Koffer nicht mehr gefragt. (Freilich hatte der Student nicht wissen können, dass der Kofferinhaber im Roman doppelt gefragt war, und dass sein Problem eben darin lag.)

Meinen Germanistik-Studenten in Petersburg bot ich (nachdem wir den unauffindbaren Unterschied zwischen *Kasten* und *Kästen*, *Schublade* und *Schieblade*, *Düte* und *Tüte* besprochen hatten) dieselbe Übung an. Dass meine Studenten das bereits ins Russische übersetzte Buch kennen würden, hatte ich durchaus für möglich gehalten, doch sie kannten es nicht.

Meine Lieblingslösung:

Eine Sondereinheit wird alarmiert und der verdächtige Gegenstand vernichtet, um die Möglichkeit auszuschließen, dass da eine Bombe hochgeht, und so einen eventuellen Terroranschlag zu verhindern.

Im Zug

5. Jh. v. Chr. • 1453 • 1529 • 1714 • 1717 • 1787 • 1871 • 1917-1933-1934-1937-1941-1942-1943-1944-1945 • 1955 • 1973 • 1976 • 1982 • 1986 • 1987 • 1988 • 1989 • 1990 • 1991 • 1992 • 1995 • 2001 • 2002 • 2005 • 2006

Zwei Stunden später breche ich im Zug die Stange an, die ich nur für Andreas im Duty Free gekauft haben wollte. Sich das Rauchen zu versagen, macht aus einem Menschen einen Monomanen. Ob ein Psychopath sich, nachdem er sein Opfer im Wald erwürgt hat, auch fragt, ob das Vergnügen die Tat wert war? Ich stecke meine bis zum Filter abgerauchte Kippe in den Aschenbecher in der Lehne und schaue aus dem Zugfenster: Die Winzer sehen in den vom Wind aufgewühlten Reben wie Fischer aus. Wenn man aber in die Weite schaut und die Winzer mit ihren hohen Schaftstiefeln und ausholenden Handbewegungen aus dem Blick verliert, werden die Weinstockreihen wie die Zeilen einer Schrift, gleichmäßig und emsig, als könntest du die Zeichen nur deiner Kurzsichtigkeit wegen nicht entziffern.

Sogar Papageien überleben uns, Andrjuscha, sage ich zu den Zeilen. Was werden wir anfangen mit uns, Andrjuscha, es ist zwanzig Jahre her, dass wir uns getroffen haben, in einer nicht mehr existierenden Welt, in einem nicht mehr existierenden Staat, in einer so nicht mehr existierenden Stadt, in einem ungewöhnlich verschneiten Leningrader Winter. Ich steige aus dem Zug. Es ist dunkel geworden. Der Wasserstaub leuchtet im Laternenlicht. Ein Mann steht unter seinem Regenschirm wie in einem runden Etui, das ihn von den Wasserglühwürmchen abgrenzt. Ich steige in die S-Bahn ein und gleite ab in die stillen Zeiten der endenden sowjetischen Epoche:

Mitten in dem ungewöhnlich schneereichen Winter in Leningrad

5. Jh. v. Chr. • 1453 • 1529 • 1714 • 1717 • 1787 • 1871 • 1917-1933-1934-
1937-1941-1942-1943-1944-1945 • 1955 • 1973 • 1976 • 1982 • **1986** •
1987 • 1988 • 1989 • 1990 • 1991 • 1992 • 1995 • 2001 • 2002 • 2005 • **2006**

Der Spiegel, dessen Oval Mahagoniholz umarmt, zeigt mir das dunkelrosa Würmchen an meinem Ohrläppchen.

Ende der 80er gab es in einigen Familien *Dinge von früher*, solche, die in den 20ern nicht beschlagnahmt, in den 30ern nicht gegen faule, süßgewordene Kartoffeln getauscht, in den 40ern nicht in den niedergebombten Häusern abgebrannt oder geschmolzen, in den 50ern nicht verkauft und in den 60ern nicht auf der Welle der »Wissenschaftlich-Technischen Revolution« weggeworfen worden waren (in den 80er-Jahren lernte ich einen Mann kennen, der zu Tauwetterzeiten die Müllgruben durchkämmt und diesen kleinbürgerlichen Abfall aufgelesen hatte. Er verkaufte alles an Sammler, Antikmöbelhändler und auch Museen und wurde zu einem Undergroundmillionär. Er sah abgezehrt aus, als ob er hungere. Ich weiß noch, dass er zu dem damals am häufigsten besprochenen Thema Emigration meinte, ausreisen solle nur der, der sich hier ein Flugzeug nur deshalb nicht kaufen kann, weil es nicht erlaubt ist).

Solche *Dinge von früher* waren z. B.:

- Eine indigoblaue Rokoko-Vase. In der Mitte der Vase ein Medaillon: Drei Frauen sitzen vor einer Rosenhecke, der Stoff ihrer Kleider (jeweils grün, rosa und »bleu nattier«)

fällt in lockeren Falten über die gespreizten Knie. Ihre Pose ist lässig und erhaben zugleich. Vor dieser Vase in der Wohnung meiner Schulfreundin Lisa hatte ich Zeit genug, diese faszinierende Haltung zu üben, es gelang nicht.

- Ein Foto aus der *belle époque*: eine nackte Frau halb liegend, das lange Haar verdeckt ihre Blöße oder stellt sie zur Schau in schwarzweißem Wechselspiel, der Titel neben dem in meinem Gedächtnis nun erloschenen Namen des Fotografen lautet »Nachdenklichkeit«. Dekadenz.

Ich höre das letzte Wort echoen und schaue mich um: »Ja, ich weiß, das ist dekadent, aber damit habe ich meine Ruhe«, sagt ein junger Mann mit schütterem Bart und hellroten verfilzten Hawaiizöpfen-Dreadlocks: um den Hals ein Palästinensertuch, am Kragen das Che-Abzeichen und am Ärmel den roten Stern. Dazu diverse Ketten und Armbänder mit unklarer Symbolik. Er sieht aus wie ein dürftiger Tannenbaum, mit einer kranken Fantasie geschmückt. »Dekadent« aber sollte die Monatskarte für die S-Bahn sein, die er seiner Reisegefährtin zeigt. Sie ist schockiert.

- Ein Bärenfell auf dem Boden in der Wohnung einer Tänzerin. Der Bär wurde von dem Großonkel der Tänzerin erlegt, an der Jagd hatten, sagt man, die Cousins des letzten Zaren teilgenommen. Der Mann der Tänzerin, ein Sinologe, hat das Fell so mit seinen Büchern und Manuskripten bedeckt, dass kaum Platz für ihn, den Lesenden, zwischen ihnen bleibt.
- Und dieser Spiegel im Mahagonirahmen, in dem ich, aus der weißblauen Winternacht kommend, meine Ohrnarbe sah. Ich lächelte. Andreas auch.

In der Fensterscheibe der deutschen S-Bahn sehe ich eine schmale gewundene Treppe in einem alten Haus in Leningrad, die wir hinauf mussten. Sie roch nach Katzenpisse, es fehlten Glühbirnen, der abgeblätterte Putz hinterließ an den Wänden eine Weltkarte, auf der alles durcheinander gebracht war: Afrika links oben, Italien darunter, Skandinavien rechts von Italien; wir kamen außer Atem an, hoffnungslos zu spät. Das neue Jahr war ohne uns gekommen. »Der Obus hatte eine Panne!«, sagte ich, die Daunenjacke ablegend, die mir Andreas zu Weihnachten aus Deutschland mitgebracht hatte.

Der Obus blieb stehen. Zwischen uns und dem Haus, in das wir eingeladen waren, lag die zugefrorene Newa. Andreas sah die lange Brücke und sagte: »O nein. Gehen wir über das Eis!« Nie im Leben, dachte ich. »Nie im Leben, Andrjuscha«, sagte ich, »du glaubst doch nicht im Ernst, dass die Newa richtig zufrieren kann, oder?« Aber während ich noch maulte, waren wir schon am Ufer und auf dem Eis. Wie Fische, die Mondbinker verschluckt hatten und zu Leuchtfischen geworden waren, glitten Wolken über uns. Unten zogen die verdunkelten Wellen ihnen nach. Dazwischen war Eis und auf ihm wir. Ich fühlte mich wie ein Luftballon, hohl und mit dunklem leichten Edelgas gefüllt, gewichtslos vor Angst. In der Mitte des Flusses kam es uns entgegen, das Neue Jahr. Andreas schaute auf seine Uhr und zog aus seinem Rucksack den Champagner, den wir so stolz zur Feier mitgenommen hatten; die Flasche war dreimal so teuer wie meine neue Daunenjacke, die freilich sehr schick aussah, da sie aus dem Westen kam.

Neben den *Dingen von früher*, die unter den gewöhnlichen *Dingen des sowjetischen Lebens* eine Art zufällige Boten der geköpften Zeit waren, sah man in einigen Wohnungen *Dinge aus dem anderen Leben*. Aus jener Welt, in die (fast) niemand

durfte, aus der (fast) niemand zurückkam, klammern wir die sowjetische Elite aus, die nichts mit meinem und meiner Freunde Leben zu tun hatte.

Aus dem anderen Leben:

- Eine längst ausgetrunkene Flasche Gin, ein Wacholderzweig auf ihrem Etikett, aus der Flasche steigt rauchiges Federgras, wie ein Flaschengeist.
- Eine Modezeitschrift, sagen wir *Vogue*. Auf einem Beistelltischen liegt sie neben dem Fernsehprogramm mit seinem sowjetisch-gelblichen Papier, wie ein tropischer Schmetterling neben einheimischen Fliegen.
- Eine Pralinschachtel aus bemaltem Blech, die Sezessionslinien des Musters passen hervorragend zur *Singer*-Nähmaschine, zu der goldenen Sphinx auf dem schwarzen Nähmaschinenkörper, zu den gusseisernen Beinen ihres Tischchens, auf dem die Pralinschachtel liegt, weil die Pralinen aufgegessen sind und die Schachtel nun Knöpfe, Nadeln und Zwirnsterne aufbewahrt. Ich liebe dich, *Singer*-Nähmaschine, weil du mir (und nicht nur mir) eine erste, wenn auch eine grobe, Vorstellung vom *fin de siècle* gabst. In jedem Haus, in dem es nicht genug Geld gab, um eine neue, aus der technischen Revolution der 60er Jahre stammende hässliche Nähmaschine mit elektrischem Antrieb zu kaufen, warst auch du ein *Ding von früher*, freilich ohne die edle Aura, die uns an den Vasen und Schatullen schmeichelte.
- Und eben meine Daunenjacke. Das war nett von dir, Andruscha.

Die armen westlichen Studenten kamen in dieses Land, in dem sie plötzlich zu Reichen wurden. Sie brachten solche *Dinge aus dem anderen Leben* von zu Hause mit, oder sie kauften sie in speziellen Geschäften namens »Berjoska« (Birke), in denen man nur westliches Geld annahm. Billigwaren aus dem Westen mit ihren seicht glänzenden Oberflächen, all die schillernden Falten der Kunstseide, schmucke Einweguhren und Kühlschrankschmuck wurden zum Symbol der freien, der besseren Welt.

Einerseits:

Nabokov, er war (in unserem Bewusstsein) schlechthin *von früher*, hörte Ende der 60er, es gebe in Leningrad einen Josif Brodskij, einen jungen Dichter, einen hervorragenden, einen Liebling von Anna Achmatova, der mit der Obrigkeit Schwierigkeiten habe. Was tut Nabokov, ein Schachspielästhet, ein Wörtersnob, ein Schmetterlingsdandy? Er lässt dem jungen Genie *Blue Jeans* schicken. Und das war gut so. Das junge Genie hatte damit ein Stück der freien, besseren Welt auf seinem Hintern.

Andererseits:

Ich war einmal bei Pawel, dem Sinologen auf dem Bärenfell, und seiner Frau Antonia, der Tänzerin, die eine verschwindend schmale Erscheinung war, fast immer schwieg und fast immer freundlich lächelte, zum Tee. Ich, damals sechzehnjährig und sonst keck und frech, wurde in Gegenwart der beiden immer verlegen und schüchtern. Eine winzige chinesische Tasse aus aschgrauem Porzellan, verziert mit einem nassgrauen Drachen

mit roten Augen, verwechselte ich aus Verlegenheit mit einem Aschenbecher und klopfte die Zigarettenasche in sie ab. Antonia brachte mir sofort eine andere. Zum Tee (es hieß nur »zum Tee«, alle tranken Kaffee) war auch Fjodor eingeladen, ein finster blickender Undergrounddichter. Er saß da und wartete, dass man ihn bat, seine Gedichte zu lesen. Bis dahin trank er Kaffee aus der Drachentasse mit einem silbernen Löffel darin. »Wissen Sie, Fjodor«, sagte Pawel, »was die Milizionäre von allen anderen Menschen unterscheidet? Sie sind tapfer und haben gar keine Angst, sich beim Teetrinken ein Auge austechen.« Fjodor nahm seinen Löffel aus der Tasse. Pawel zeigte uns einen Brief aus Paris, von seiner Freundin, einer ehemaligen Dissidentin, Feministin, Herausgeberin einer Undergroundzeitschrift. Vor einiger Zeit konnte sie endlich ausreisen, nach Jahren der Verhöre, Hausdurchsuchungen und drohender Inhaftierung. Der Brief empörte Pawel. »Wissen Sie, was sie mir schreibt? Von zweihundert Käsesorten in den französischen Läden« (zu dieser Zeit waren wir froh, wenn wir in Leningrad überhaupt Käse finden konnten), »von einem Schuhgeschäft, in dem eine Verkäuferin ihr zwei Stunden lang die passenden Schuhe sucht, ohne Gereiztheit erkennen zu lassen« (heute verstehe ich nicht mehr, was wir damals eigentlich an den Füßen hatten, bei der Leere unserer Schuhgeschäfte). »Das ist nun ihre Unabhängigkeit, all diese großen Worte; man denkt, es geht um Meinungsfreiheit, um Kultur, um Gewissen. Nein, um Massenwaren geht's, zu denen sie endlich zugelassen werden!«

Dabei stellte ausgerechnet Pawels Wohnung eine wilde Mischung aus *Dingen von früher* und solchen *aus dem anderen Leben* dar: Antonias Bruder, Viktor, war mit einer Amerikanerin verheiratet und lebte in Übersee.

Aber eine Flasche guter Champagner ist eine Flasche guter Champagner und gehört eher zu den *Dingen von früher* (und Moët und Veuve Clicquot, und der Champagner aus AY waren dank der vielen klassischen Gedichte sogar *Dinge aus der Poesie*. Der von Andreas hieß »AY la Pelle«).

»Zum Raum wird hier die Zeit«, sagte ich, nachdem wir in der Mitte des Flusses auf das Neujahr getrunken hatten. Ich wusste, dass Andreas nichts mit Wagner anfangen kann und ich ihm mit dieser Zeile vulgär vorkam. »Stimmt«, sagte Andruscha, »trinken wir auf Bachtin und seinen Chronotop!«

»Der Obus blieb stehen! Das neue Jahr kam genau in der Mitte der Newa an! Die Flasche Champagner haben wir ausgetrunken!«, sagte ich, den Blick von der dunkelrosa Ohrnarbe im Spiegel abwendend. »Oh«, sagte Antonia und nahm meine Jacke mit der Liebenswürdigkeit, die alle Mitglieder ihrer Familie auszeichnete, sie von allen anderen Menschen unterschied, als seien sie Fabelwesen.

Weihnachtsschmuck zu Silvester

5. Jh. v. Chr. • 1453 • 1529 • 1714 • 1717 • 1787 • 1871 • 1917-1933-1934-1937-1941-1942-1943-1944-1945 • 1955 • 1973 • 1976 • 1982 • **1986** • **1987** • 1988 • 1989 • 1990 • 1991 • 1992 • 1995 • 2001 • 2002 • 2005 • **2006**

Im Zimmer stand ein Christbaum. Zwischen dem Flügel und dem Bärenfell glich die Tanne einer Sängerin, die zu viel Strassanhänger, Glasperlencolliers und lackierte Armbänder angelegt hatte.

Antonias Großmutter – mit ihrem langnasigen Ibisgesicht über dem breitschultrigen Körper ähnelte sie einer ägyptischen Gottheit – wollte den ausländischen Gästen erzählen, warum wir den Jahreswechsel als Weihnachten feiern. Andrjuscha, den ich in diesem Winter überall hin mitschleppte, der Amerikaner John, ein Student von Antonias Bruder Viktor, der, wie auch Andrjuscha, in Leningrad sein Auslandssemester machte, und Thérèse, eine blonde Französin, ein Ebenbild der Frau auf dem Deckel des finnischen Schmelzkäses »Viola«, die dritte der Drillinge entdeckte ich später in Deutschland auf der Margarine »Rama«, waren im Bilde, hörten aber der Großmutter artig zu. Sie erinnerte sich, wie die Tannenbäume in den 20er-Jahren abgeschafft worden waren, für rückschrittlich, ja gefährlich erklärt wurden. »Es war nicht bloß atheistische Propaganda, das war der aufrichtige Elan der neuen Menschen«, sagte sie. Mit fünfzehn wurde die Großmutter zu einem Menschen »von gestern«. Dann wurde sie (»in kleinen logischen Schritten«, wie die S-Bahn-Reklame einer Sprachschule, auf die ich gerade blicke, für eine Sekunde aus der Vergangenheit zurückgekehrt, die Lehrweise beschreibt) zu einem »Menschen von heute«. In diesem Winter war sie vierundachtzig, sie hatte wahrscheinlich nichts mehr von diesem ausgerotteten gestrigen Menschen in

sich (nur die majestätische Haltung und die unausrottbare Höflichkeit hätten sie verraten können). Nun aber war genau das gefragt, was in ihrer Jugend verdammt worden war. Der neue Patriotismus wollte die Zarenzeit verklären, die wenigen Überlebenden (*Personen von früher*) wurden bewundert. Sie erinnert sich, wie die Obrigkeit in den 30er-Jahren unverhofft verlangt hatte, die sowjetischen Kinder zum Neujahrsfest mit einem geschmückten Tannenbaum zu erfreuen. Wie geschmacklos ihr das auch immer vorgekommen war und wie pervers, das nachzumachen – sicherheitshalber tat sie es auch. Außerdem wollte man ja den eigenen Kindern nicht alle Freude versagen. Andreas nannte die Großmutter *Pique Dame*. John auch. Auch Thérèse nannte sie *Pique Dame*. Vielleicht waren sie auf der Suche nach russischer Exotik und sahen überall *Pique Damen* und *Nachtasyle*. In Wirklichkeit war sie eine ägyptische Gottheit, der ibisköpfige Thot. Allerdings waren unsere Slawisten, und sie waren selbstverständlich alle Slawisten, in dieser kleinen Tannenbaumkunde viel kundiger als wir, wir waren schon in diesen Sitten geboren, auch unsere Eltern, und unsere zeitlebens verängstigten Großeltern hielten solche Exkurse erst seit kurzem für ungefährlich.

Die Schmuckfiguren: Das Rotkäppchen, das Flugzeug, der Maiskolben ... Der Maiskolben, die verordnete Verheißung der frühen 60er-Jahre als Baumbehang, die Erinnerung daran, wie weiland Chruschtschow in Amerika war, den Reichtum dort sah und erkannte: Der Mais macht sie reich, und heimkam und anordnete, mit aller Kraft Mais anzubauen, bis an die Grenzen des Machtbereichs.

Antonia lädt ein zu einem Spiel: Wer von den Gästen weiß Verse aufzusagen zu einer dieser Figuren?



Olga Martynova

Sogar Papageien überleben uns

Roman

Taschenbuch, Broschur, 208 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-74365-0

btb

Erscheinungstermin: Oktober 2012

Marina stammt aus Petersburg und ist zu Besuch in Deutschland, wo sie bei einem Kongress über Daniil Charms spricht. Außerdem ist da ein Mann, der als Russisch-Student in Leningrad lebte und mit dem sie vor 20 Jahren eine Liebesgeschichte lebte. Die Vergangenheit ist nicht vergangen – und das gilt nicht nur für diese private Geschichte: »Ich habe Angst vor den Geheimnissen der Zeit.« Ein ganzes Jahrhundert passiert in den Assoziationen Marinas Revue, und nirgendwo sonst ist dieses letzte Jahrhundert vielfältiger, durch gewaltige Brüche im Sozialsystem fragmentierter gewesen als in Russland: vom Zarenreich über die Revolution, die Sowjetunion, die Weltkriege, die Belagerung Leningrads durch die Deutschen, die Perestrojka.